

Literaturbesprechung

Nicolaas A. Rupke: Alexander von Humboldt. A Metabiography. Peter Lang GmbH. Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt a.M. 2005, 320 Seiten, geb.

Am Ende seiner Studie über die biographiegeschichtliche Rezeption des großen Naturforschers Alexander von Humboldt (1769-1859) kommt Nicolaas A. Rupke, Direktor des Instituts für Wissenschaftsgeschichte Göttingen, zu der Schlussfolgerung, dass es für das biographische, ja für das geschichtswissenschaftliche Schaffen schlechthin wohl keinen „archimedischen Punkt“ der absoluten Wahrheitsfindung geben könne. Und in der Tat eignet sich der Gegenstand des zu besprechenden Buches vortrefflich, kulturelle Voreingenommenheiten und geschichtspolitische Instrumentalisierungen aufzudecken bzw. den Nachweis der „biographischen Illusion“ (Pierre Bourdieu) zu führen. So weist das Sujet „Alexander von Humboldt“ extrem unterschiedliche Deutungsmuster auf: Beriefen sich zunächst die liberalen Aktivisten und Sympathisanten der 1848er Revolution auf den Aufklärer und Humanisten, so avancierte Humboldt, nach vorübergehendem Schattendasein unter Bismarck, zum Gewährsmann wilhelminischer „Weltpolitik“ bzw. in der Zwischenkriegszeit zum Medium der kulturnationalen Ambitionen des Auswärtigen Amtes insbesondere im Hinblick auf die deutsche Ausstrahlung nach Lateinamerika. Nach 1933 wurde den Brüdern die zweifelhafte Ehre der Aufnahme in die „Ahnentafel berühmter Deutscher“ zuteil, doch taten sich die Biographen ungeachtet des mithin erbrachten „Ariernachweises“ letztlich schwer, die „humanistischen Befangenheiten“ der Humboldts mit den rasse- und geopolitischen Zielen des „Dritten Reichs“ in Einklang zu bringen. Schließlich die deutsche Nachkriegszeit und die jüngste Vergangenheit: Während sich der westdeutsche Humboldt philosemitisch, kosmopolitisch und westgebunden präsentierte, richtete sich das Interesse der Humboldt-Forschung in der DDR auf die proletarischen Sympathiebekundungen des jungen Alexander (während seiner Tätigkeit an der Freiburger Bergakademie 1792-1797), auf sein Mitgefühl mit den unterdrückten Völkern Lateinamerikas, die Freundschaft mit Simón Bolívar und den Kampf gegen die Sklaverei. Die zu dieser Zeit auch auf institutioneller Ebene angesiedelte Deutungs- und Vereinnahmungskonkurrenz (Alexander-von-Humboldt-Kommission/Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle versus Alexander-von-Humboldt-Stiftung und Humboldt-Gesellschaft) wurde nach dem Ende der DDR rigoros entschieden, indem die Vertreter der unterlegenen Seite entweder gingen oder sich durch Anpassung rehabilitierten. Aktuelle Neuansätze der Humboldt-Forschung verweisen auf ökologische Themen („grüner Humboldt“) und den globalen Wissenstransfer; auch ist Humboldts vermutete Homosexualität auf Interesse gestoßen.

Rupkes Untersuchung liefert eine dichte, pointierte und instruktive Analyse der hier nur in ihren Hauptlinien darzustellenden Humboldt-Biographik, deren Spektrum durch einen über siebzig-seitigen bibliographischen Anhang eindrucksvoll untermauert wird. Die Beweiskette für die Relativität und Subjektivität biographischer Erkenntnisbildung erscheint mithin geschlossen, die Konsequenz der Unauffindbarkeit des echten Humboldt unausweichlich. Dies gilt umso mehr, als Quellenmangel oder fehlende Ressourcen im vorliegenden Fall nicht als Entlastungsmomente angeführt werden können, haben doch Humboldt und seine Zeitgenossen für einen enor-

men Überlieferungsschatz gesorgt und kann die Humboldt-Forschung traditionellerweise auf öffentliche Förderung und institutionelle Absicherung zurückgreifen. Freilich bot die institutionelle Anbindung kaum einmal wirksamen Schutz vor Instrumentalisierung und Subjektivität – Humboldts Metabiographie verweist vielmehr darauf, dass eher vom Gegenteil ausgegangen werden muss.

Welche allgemeinen Schlussfolgerungen ergeben sich? Erstens: Das Genre der Metabiographie stellt unter dem Gesichtspunkt gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Selbstvergewisserung eine notwendige und ertragreiche Forschungskategorie dar. Zweitens ist Rupke zuzustimmen, wenn er in Anbetracht des von ihm nachgewiesenen konstruktivistischen Charakters der biographischen Humboldt-Forschung nicht resigniert, sondern auf die Eigenart der Geschichte als Diskurswissenschaft verweist. Zudem: Auch tendenziöse Unternehmungen können gleichsam als Nebenprodukt wichtige Sachinformationen zu Tage fördern und sich wissenschaftliche Meriten verdienen. Drittens lässt sich Rupkes Befund vermutlich verallgemeinern und auf die Biographik „großer Männer“ schlechthin beziehen, stellen diese doch zu allen Zeiten geschichtspolitische Projektionsflächen par excellence dar. Dabei spielt es offenbar keine Rolle, ob ein Gelehrten- oder ein Politikerleben „beackert“ wird. Viertens die Frage nach den Standards des wissenschaftlichen Diskurses und der Chance auf Wahrheit. Wie schon erwähnt, äußert sich Rupke diesbezüglich skeptisch: Parteilichkeiten, Wertbindungen und Determinismen könnten durch fachliche Restriktionen und Reglements nicht ausgeschaltet werden, nur moralische Grenzen gelte es zu respektieren – das Ziel könne allenfalls darin liegen, eine „Collage“ der unterschiedlichen biographischen Bilder und Interpretationen zusammenzustellen.

Für derart kritische Schlussfolgerungen erscheint die Metabiographie in gewisser Weise prädestiniert, denn es geht ihr vor allem darum, die Funktionalisierbarkeit und Wertbindung von Geschichtswissenschaft aufzuzeigen und damit mit einer gewissen Zwangsläufigkeit der relativistischen und konstruktivistischen Kritik zuzuarbeiten. Dies ist jedoch nur die eine Seite der Medaille. Im Gegenzug könnten den geschichts- und interessenpolitisch bestimmten, nicht selten kurzlebigen und teilweise grotesken Deutungsmustern diejenigen Sichtweisen, Argumente und Inhalte gegenübergestellt werden, die dem argumentativen Schlagabtausch über die Zeiten hinweg standgehalten haben. Auf sie verweist Rupke leider nur am Rande. Gewiss handelt es sich auch hierbei wohl nicht um das Destillat der historischen Wahrheit, jedoch um einen Wissensfundus, dessen Persistenz der Befassung und Würdigung bedarf. Möglicherweise spielen die Qualität der Quellen und ihrer Auswertung, das methodische Rüstzeug des Forschers und sein wissenschaftliches Credo doch eine größere Rolle, als die vorliegende Studie vermuten lässt.

Arthur Schlegelmilch